

dot:
books



Margaret George

MARIA
MAGDALENA

DER ROMAN IHRES LEBENS

Über dieses Buch:

Sie war die »Apostelin der Apostel« ... Als Tochter eines Fischers ist ihr ein einfaches Leben vorherbestimmt – doch bereits als Kind ahnt Maria Magdalena, dass Gott andere Pläne für sie hat. Als sie Jahre später auf den jungen Jesus von Nazareth trifft und seine Lehren hört, weiß Maria, dass es ihre Bestimmung ist, ihm zu folgen: Gegen den Willen ihrer Familie schließt sie sich ihm und seinen Jüngern auf der Reise durch Galiläa an und nimmt dafür sogar die schmerzvolle Trennung von ihrer eigenen Tochter in Kauf. Nach und nach wird Maria zur engsten Vertrauten des Mannes, in dem viele den Sohn Gottes sehen – doch der Weg zum Ziel seiner Bestimmung ist hart und entbehrungsreich – und je weiter sie ziehen, desto mehr beginnt Maria zu ahnen, welches Schicksal der Messias wirklich für sie vorgesehen hat ...

»Eine Meisterleistung«, sagt Bestsellerautorin Barbara Taylor Bradford

Über die Autorin:

Margaret George verbrachte als Tochter eines amerikanischen Diplomaten einen Großteil ihrer Kindheit auf Reisen nach Tel Aviv, Ägypten, Taiwan u.a. So wurde erstmals ihre Leidenschaft für die Geschichte fremder Kulturen geweckt. George studierte englische Literatur und Biologie in Massachusetts, sowie Ökologie in Stanford und arbeitete schließlich als Wissenschaftsautorin. Ihre Liebe zur Geschichte hat sie jedoch nie losgelassen, weshalb sie 1986 ihren ersten historischen Roman »Henry VIII« veröffentlichte. Bis heute schreibt Margaret George Romanbiografien über faszinierende Persönlichkeiten der Vergangenheit, mit welchen sie immer wieder auf der

Bestsellerliste der New York Times steht. Sie lebt heute mit ihrem Mann in Wisconsin.

Die Website der Autorin: margaretgeorge.com/

Bei dotbooks veröffentlichte die Autorin die historischen Romane »Maria Stuart - Der Roman ihres Lebens«, »Kleopatra - Der Roman ihres Lebens«, »Maria Magdalena - Der Roman ihres Lebens«, und »Ich, Helena von Troja«.

eBook-Neuausgabe Oktober 2022

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 2003 unter dem Originaltitel »Mary, called Magdalene« bei Penguin Putnam Inc. (The Penguin Group), New York.

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 2002 by Margaret George

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2003 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von Shutterstock/Roberto Castillo, Niemals und AdobeStock/jorisvo

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ah)

ISBN 978-3-98690-530-9

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Maria Magdalena« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Margaret George
Maria Magdalena

Der Roman ihres Lebens

Aus dem Amerikanischen von Rainer Schmidt

dotbooks.

»Spricht Pilatus zu ihm:
Was ist Wahrheit?«
Joh. 18, 38

»Und darum schreibe ich die Geschichte dessen, was von diesem Augenblick an mit uns geschehen ist. So viele werden nach uns kommen, und keiner wird es gesehen haben; also müssen wir sie dessen versichern, was wir gesehen haben.«
*Das Testament
der Maria von Magdala,
genannt Magdalena*

»Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.«
Joh. 8, 32

Erster Teil

Die Dämonen

Kapitel I

Man trug sie an einen Ort, an dem sie noch nie gewesen war. Er war sehr viel klarer als in einem Traum, er hatte Tiefe und Farbe und feine Details, die ihn realer erscheinen ließen als die Zeit mit ihrer Mutter im Hof, realer auch als die verträumten Stunden, die sie manchmal damit zubrachte, auf den großen See von Magdala hinauszuschauen, der so großartig war, dass man ihn auch Meer nannte: das Galiläische Meer.

Sie wurde in die Höhe gehoben, auf eine hohe Säule oder eine Plattform gestellt - sie konnte nicht erkennen, was es war. Überall um sie herum waren Menschen, die sich unten versammelten und zu ihr heraufschauten. Sie wandte den Kopf zur Seite und erblickte andere Säulen mit anderen Leuten, eine ganze Reihe, die sich so weit erstreckte, wie das Auge reichte. Der Himmel war gelblich, eine Farbe, die sie nur einmal gesehen hatte, in einem Sandsturm. Die Sonne war verhüllt, aber es gab noch Licht, ein diffuses, goldenes Licht.

Dann kam jemand zu ihr - konnten sie fliegen, waren es Engel, wie kamen sie hierher? -, nahm ihre Hand und sagte: »Willst du kommen? Willst du mit uns kommen?«

Sie fühlte die Hand, die ihre festhielt, sie war glatt wie ein Stück Marmor, nicht kalt, nicht heiß, nicht schweißfeucht, sondern vollkommen. Sie wollte sie drücken, aber sie wagte es nicht.

»Ja«, sagte sie schließlich.

Und die Gestalt - sie wusste immer noch nicht, wer es war, und wagte nicht, ihr ins Gesicht zu schauen, höchstens auf die Füße in den goldenen Sandalen - hob sie auf und trug sie davon; die Reise war so Schwindel erregend, dass sie das Gleichgewicht verlor und zu fallen begann,

senkrecht und immer schneller, und unter ihr war es sehr dunkel.

Mit einem Ruck setzte sie sich auf. Die Öllampe war ausgebrannt. Draußen hörte sie die sanften Geräusche des großen Sees, nicht weit vor ihrem Fenster, wo die Wellen ans Ufer plätscherten.

Sie hob die Hand vor die Augen, befühlte sie. Sie war feucht. Hatte das Wesen sie deshalb losgelassen, sie fallen lassen? Sie rieb die Hand heftig.

Nein, lass mich meine Hand säubern!, rief sie lautlos. Lass mich nicht allein! Ich kann sie abwischen!

»Komm zurück«, flüsterte sie.

Aber sie hörte nur die Stille des Zimmers und das Plätschern des Wassers.

Sie stürzte in das Zimmer ihrer Eltern. Die beiden schliefen fest; sie brauchten keine Lampe, sie schliefen im Dunkeln.

»Mutter!«, schrie sie und packte sie bei der Schulter. »Mutter!« Ohne auf Erlaubnis zu warten, kletterte sie in das Bett und schmiegte sich unter der warmen Decke an ihre Mutter.

»Was ... was ist?« Ihre Mutter brachte die Worte nur mühsam hervor. »Maria?«

»Ich hatte einen so merkwürdigen Traum«, wimmerte sie. »Ich wurde emporgetragen ... in irgendeinen Himmel, ich weiß nicht, wohin, ich weiß nur, es war nicht auf dieser Welt, es gab Engel dort, glaube ich, oder ... ich weiß nicht, was ...« Sie hielt inne und rang nach Atem. »Ich glaube, ich wurde ... ich wurde gerufen. Wurde zu ihnen gerufen, sollte zu ihnen gehören ...« Aber es war beängstigend gewesen, und sie war nicht sicher gewesen, dass sie zu ihnen hatte gehören wollen.

Ihr Vater richtete sich auf. »Was war das?«, fragte er. »Ein Traum? Ein Traum, in dem du gerufen wirst?«

»Nathan ...« Marias Mutter streckte die Hand aus und berührte seine Schulter, um ihn zurückzuhalten.

»Ich weiß nicht, ob ich gerufen wurde«, sagte Maria mit dünner Stimme. »Aber es war ein Traum mit Menschen auf erhöhten Orten und ...«

»Auf erhöhten Orten!«, rief ihr Vater. »Dort standen die alten heidnischen Götzen. Auf erhöhten Orten!«

»Aber nicht auf Säulen«, sagte Maria. »Dies war anders. Die Menschen, die geehrt wurden, standen darauf, und es waren Menschen, keine Statuen.«

»Und du glaubst, du wurdest gerufen?«, fragte ihr Vater. »Warum denn?«

»Sie haben mich gefragt, ob ich mich zu ihnen gesellen will. Sie fragten: ›Willst du mit uns kommen?‹« Noch beim Erzählen hörte sie die wohlklingenden Stimmen.

»Du musst wissen, Tochter, dass alles Prophezeien aufgehört hat in unserem Land«, sagte ihr Vater schließlich. »Seit Maleachi hat kein Prophet mehr ein Wort geäußert, und das ist vierhundert Jahre her. Gott spricht nicht mehr auf diese Weise zu uns. Er spricht nur durch sein heiliges Gesetz. Und das genügt uns.«

Doch Maria wusste, was sie gesehen hatte, in all seiner transzendenten Glorie und Wärme. »Aber Vater«, sagte sie, »die Botschaft und die Einladung – sie waren so klar.« Sie achtete darauf, weiter leise und respektvoll zu sprechen. Aber sie zitterte immer noch.

»Liebe Tochter, du bist in die Irre gegangen. Es war ein Traum, hervorgerufen durch unsere Vorbereitungen für Jerusalem. Gott würde dich nicht rufen. Geh jetzt wieder in dein eigenes Bett.«

Sie klammerte sich an ihre Mutter, aber die stieß sie beiseite. »Tu, was dein Vater sagt!«, befahl sie.

Maria kehrte in ihr Zimmer zurück, immer noch umfangen von der Erhabenheit ihres Traums. Es war Wirklichkeit gewesen. Sie wusste, dass es Wirklichkeit gewesen war.

Und wenn es Wirklichkeit gewesen war, dann hatte ihr Vater Unrecht.

In den Stunden, kurz bevor der Himmel hell werden würde, hatte sich der Haushalt auf die Wallfahrt nach Jerusalem zum Wochenfest vorbereitet. Maria war aufgeregt gewesen, weil alle Erwachsenen die Reise so ungeduldig erwarteten und sich doch alle Juden nach Jerusalem sehnen sollten. Aber am meisten hatte sie sich auf die Reise an sich gefreut, denn die Siebenjährige war noch nie aus Magdala hinausgekommen; unterwegs würden sie sicher Abenteuer erleben. Ihr Vater hatte ihr eine entsprechende Andeutung gemacht: »Wir werden auf dem kurzen Wege nach Jerusalem reisen, durch Samaria; so brauchen wir nur drei und nicht vier Tage. Aber es ist gefährlich. Es hat Überfälle auf Jerusalem-Pilger gegeben.« Er schüttelte den Kopf. »Die Samariter haben sogar noch Götzenbilder, habe ich gehört. Oh, nicht mehr in aller Öffentlichkeit, nicht am Straßenrand, aber ...«

»Was für Götzenbilder? Ich habe noch nie ein Götzenbild gesehen«, fragte sie eifrig.

»Bete darum, dass es auch nie geschieht.«

»Aber wie soll ich ein Götzenbild erkennen, wenn ich es sehe?«

»Du wirst es erkennen«, sagte ihr Vater. »Und du musst dich davon fern halten.«

»Aber ...«

»Genug jetzt!«

Maria erinnerte sich an all die Neugier, die sie zuvor für Jerusalem gefühlt hatte, doch nun verblasste sie angesichts des Traums, der ihr in der Dunkelheit noch immer lebendig vor Augen stand.

Marias Mutter Zebida, die mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt war, hörte plötzlich auf, Korn in die Reisesäcke abzumessen, und beugte sich zu ihrer

Tochter hinunter. Den Traum sprach sie nicht an. Stattdessen sagte sie: »Was diese Reise betrifft, so darfst du dich nicht mit irgendjemandem aus den anderen Familien gemein machen, die mit uns kommen, mit Ausnahme der wenigen, von denen ich dir sage, dass sie hinnehmbar sind. So viele Leute halten sich nicht an das Gesetz und gehen nur nach Jerusalem – sogar in den Tempel! –, weil es eine Art Urlaub für sie ist. Bleib bei den anderen, den frommen Familien. Hast du verstanden?« Sie schaute Maria eindringlich an, und in diesem Augenblick sah ihr hübsches Gesicht nicht hübsch, sondern bedrohlich aus.

»Ja, Mutter«, sagte Maria.

»Wir halten uns mit Eifer an das Gesetz, und so muss es auch sein«, fuhr ihre Mutter fort. »Lass die anderen ... Missetäter nur für sich selber sorgen. Es ist nicht unsere Pflicht, sie vor ihrer Nachlässigkeit zu bewahren. Der Umgang mit ihnen wird uns verunreinigen.«

»Wie wenn man Milch und Fleisch zusammenbringt?«, fragte Maria. Sie wusste, dass das verboten war, so sehr, dass alles, was mit dem einen oder anderen zu tun hatte, getrennt aufbewahrt werden musste.

»Genau so«, sagte ihre Mutter. »Und noch schlimmer, denn ihr Einfluss vergeht nicht nach einem oder zwei Tagen, wie es bei Milch und Fleisch der Fall ist. Er bleibt bei dir und verdirbt dich mehr und mehr.«

Sie waren reisefertig. Die sechs Familien, die gemeinsam auf die Reise gingen, warteten mit ihren beladenen Eseln, die Bündel über die Schultern geworfen, an der Straße oberhalb von Magdala auf die größeren Gruppen aus den Nachbarstädten, um sich ihnen zur Wallfahrt nach Jerusalem anzuschließen. Zu Beginn würde Maria auf einem Esel reiten; sie war die jüngste Pilgerin der Familie und hatte nicht die nötige Ausdauer, um lange Strecken zu

Fuß zu gehen. Vielleicht würde sie auf dem Rückweg so abgehärtet sein, dass sie gar nicht mehr zu reiten brauchte. Das war ihre Hoffnung.

Die Trockenzeit hatte angefangen. Schon brannte die Sonne ihr heiß ins Gesicht. Grell stand sie über dem Galiläischen Meer, nachdem sie hinter den Bergen aufgegangen war. In der Morgendämmerung hatten die Berge auf der anderen Seite des Sees die Farbe zarter Trauben gehabt, aber jetzt zeigten sie ihr wahres Gesicht aus Staub und Stein. Sie waren kahl, und Maria fand, dass sie böse aussahen. Doch das lag vielleicht daran, dass das Land der alten Ammoniter als Israels Erzfeind einen sehr schlechten Ruf besaß.

Was hatten die Ammoniter nur Schlimmes getan? König David hatte Ärger mit ihnen gehabt. Aber er hatte mit allen Ärger gehabt. Und dann war da noch dieser böse Gott, den sie anbeteten; Maria konnte sich nicht gleich an seinen Namen erinnern. Er zwang die Ammoniter, ihm ihre Kinder zu opfern, sie ins Feuer zu werfen. Mo ... Mol ... Moloch. Ja, so hieß er.

Sie hob die Hand über die Augen und spähte über den See. Von hier aus konnte sie jedenfalls keinen Moloch-Tempel sehen.

Es schauderte sie trotz der warmen Sonne. Ich werde jetzt nicht mehr an Moloch denken, nahm sie sich streng vor. Der See, der in der Sonne funkelte, schien ihr zuzustimmen. Sein blaues Wasser war zu schön, als dass man es mit dem Gedanken an einen bluttriefenden Gott besudeln durfte; wahrscheinlich war es der schönste Ort in ganz Israel. Maria war fest davon überzeugt. Was immer man von Jerusalem behauptete - was konnte schöner sein als dieses ovale Gewässer, leuchtend blau und umgeben von schützenden Bergen?

Draußen auf dem Wasser konnte sie Fischerboote erkennen; es waren viele. Für den Fisch war ihre Heimatstadt Magdala berühmt - hier wurde er eingesalzen,

gedörret, verkauft und in die ganze Welt verschickt. Fisch aus Magdala fand man selbst auf den Tafeln in Damaskus und Alexandria. Und bei Maria zu Hause, denn ihr Vater, Nathan, war ein führender Verarbeiter der Fische. Sie wurden in sein Lagerhaus gebracht, und Marias ältester Bruder Samuel – der sich aus Geschäftszwecken lieber Silvanus nannte – leitete die Geschäfte. Er verhandelte mit Einheimischen und Ausländern, um den Verkauf zu organisieren. Daher war das große Mosaik mit dem Fisch und dem Boot, das den Fußboden im Eingangsflur ihres Hauses zierte, ein Zeichen für den Ursprung ihres Reichtums. Jeden Tag, wenn sie darüber hinweggingen, konnten sie sich daran erinnern und Dank sagen für ihr Glück und für die Fischschwärme Gottes in ihrem Meer.

Der Ostwind strich über das Wasser des Sees und ließ die Oberfläche erzittern; Maria beobachtete das Kräuseln der Wellen, die wirklich aussahen wie Harfensaiten. Der alte poetische Name des Sees war See Kinneret, der Harfensee – wegen seiner Form, aber auch wegen des Musters, das der Wind auf dem Wasser hervorbrachte. Fast hörte Maria den feinen Klang gezupfter Saiten, die zu ihr herübersangen.

»Da kommen sie!« Marias Vater bedeutete ihr mit einem Wink, den Esel zu den anderen zurückzutreiben. Weit unten auf der staubigen Straße näherte sich eine sehr große Karawane; sogar ein oder zwei Kamele waren unter den Eseln und Scharen von Fußgängern.

»Sie haben gestern sicher zu lange Sabbat gefeiert«, sagte ihre Mutter spitz. Sie runzelte die Stirn; der späte Aufbruch ärgerte sie. Was hatte es nur für einen Sinn, mit dem Aufbruch bis nach dem Sabbat zu warten, wenn sie sowieso einen halben Tag verlieren sollten? Niemand begann eine Reise einen Tag vor dem Sabbat, nicht einmal zwei Tage davor, wenn es eine weite Reise war. Das rabbinische Gesetz, das es verbot, am Sabbat mehr als eine

römische Meile weit zu gehen, bedeutete, dass sie einen Tag vergeuden würden – was die Reise anging.

»Der Sabbat ist ein Vorwand zur Zeitverschwendung«, sagte Marias Bruder Silvanus laut. »Dieses Beharren auf der strikten Einhaltung des Sabbat behindert uns im Außenhandel; die Griechen und Phönizier nehmen nicht alle sieben Tage einen Tag frei!«

»Ja, wir kennen deine heidnischen Neigungen, *Samuel*«, sagte Marias anderer älterer Bruder Eli. »Vermutlich wirst du als Nächstes mit all deinen griechischen Freunden nackt über den Sportplatz rennen.«

Silvanus – alias Samuel – funkelte ihn an. »Dazu habe ich keine Zeit«, sagte er eisig. »Ich bin viel zu sehr damit beschäftigt, Vater im Geschäft zu helfen. Du bist derjenige, du mit deiner vielen freien Zeit zum Studium der Schrift und zur Beratung mit den Rabbinern, der die Muße hätte, zum Sportplatz oder zu anderen Vergnügungsstätten zu gehen.«

Eli wurde wütend, wie Silvanus es vorhergesehen hatte. Der junge Mann hatte ein hitziges Temperament, trotz all seiner Bemühungen, das Wie und Warum Jahwes zu studieren. Mit seinem feinen Profil, seiner geraden Nase und seiner edlen Haltung könnte er für einen Griechen durchgehen, dachte Silvanus. Während er selbst – fast hätte er gelacht – eher aussah wie die kleinen Gelehrten, die sich im Bet Ha-Midrasch, im Lernhaus, immer über die Thora beugten. Jahwe musste einen gewaltigen Sinn für Humor haben.

»Das Studium der Thora ist das Wichtigste, was ein Mensch betreiben kann«, erklärte Eli steif. »Es übertrifft jede andere Tätigkeit an moralischem Wert.«

»Ja, und in deinem Fall schließt es jede andere Tätigkeit aus.«

Eli schnaubte und wandte sich ab, und dabei zog er seinen Esel mit sich, sodass das Tier Silvanus sein Hinterteil zuwandte; aber der lachte nur.

Maria war an diese Wortwechsel gewöhnt, die sich ihre beiden Brüder, der achtzehn- und der einundzwanzigjährige, in unterschiedlicher Form lieferten. Eine Einigung gab es nie, nicht einmal eine Annäherung. Marias Familie war tief gläubig und befolgte alle Rituale und religiösen Vorschriften; nur Silvanus war unstet in der Beachtung dessen, was ihr Vater als das »vollkommene Gesetz des Herrn« bezeichnete.

Maria wünschte, sie könnte die kleine Schule ihrer Synagoge, das Bet Ha-Sefer, besuchen und dieses Gesetz selbst studieren, um sich ein eigenes Bild davon zu machen. Oder sie könnte das Wissen stehlen, das Silvanus, dem anscheinend nichts daran lag, in der Thora-Schule erworben hatte. Aber Mädchen durften nicht zur Schule gehen, weil sie offiziell keinen Platz in der Religion hatten. Ihr Vater beharrte streng auf dem rabbinischen Diktum: »Besser sähe man die Thora verbrannt, als dass man ihre Worte von den Lippen eines Weibes vernähme.«

»Du solltest Griechisch lernen; dann könntest du die *Ilias* lesen«, hatte Silvanus ihr einmal vorgeschlagen und dabei gelacht. Selbstverständlich hatte Eli mit einem empörten Donnerwetter darauf geantwortet. Aber Silvanus hatte erwidert: »Wenn jemand durch dumme Vorschriften von seiner eigenen Literatur und Wissenschaft ausgeschlossen ist, ist er dann nicht gezwungen, sich einer anderen zuzuwenden?«

Silvanus hatte nicht Unrecht; die Griechen hießen andere in ihrer Kultur willkommen, während die Juden die ihre hüteten, als wäre sie ein Geheimnis. Beides wurzelte in der Überzeugung, dass die eigene Kultur die überlegene sei; die Griechen glaubten, dass jeder, der eine Kostprobe von der ihren bekäme, sogleich dafür zu gewinnen sei, während die Juden ihre Kultur für so kostbar hielten, dass es eine Entweihung wäre, sie jedem Beliebigen anzubieten, der gerade daherkam. Natürlich war Maria umso neugieriger, und zwar auf beide. Sie nahm sich vor, lesen

zu lernen, dann könnte sie sich die Magie und die Mysterien der heiligen Schriften selbst erschließen.

Die beiden Pilgergruppen trafen und vereinten sich an der Gabelung der Straße oberhalb von Magdala – es waren jetzt ungefähr fünfundzwanzig Familien, die gemeinsam reisten. Viele waren zumindest entfernt miteinander verwandt, und so trafen sich Vettern dritten, vierten, fünften und sechsten Grades unterwegs, die miteinander spielen könnten. Marias Familie achtete darauf, nur mit anderen frommen Familien zu reisen. Als sie ihren Platz im Pilgerzug einnahmen, konnte Eli sich eine Randbemerkung nicht verkneifen. »Ich weiß nicht, warum du diese Reise überhaupt mitmachst«, sagte er zu Silvanus. »Du hast doch nichts übrig für unsere Überzeugungen. Warum also nach Jerusalem wandern?«

Statt in scharfem Ton zu antworten, sagte Silvanus nachdenklich: »Wegen der Geschichte, Eli. Wegen der Geschichte. Ich liebe die Steine von Jerusalem; jeder von ihnen hat etwas zu erzählen, und er erzählt es klarer und feiner als alle Worte in den Schriftrollen.«

Eli ignorierte den Ernst seines Bruders. »Aber diese Geschichten würdest du gar nicht *kennen*, wenn sie nicht in den Schriften aufgezeichnet wären, von denen du so verächtlich redest! Nicht die Steine reden und erzählen uns ihre Geschichten, die Schreiber sind es, die das alles für die Nachwelt aufzeichnen.«

»Es tut mir Leid, dass du nur dir selbst ein feineres Empfinden zubilligst«, sagte Silvanus schließlich. Er blieb stehen und ließ sich von einer anderen Gruppe einholen; auf dieser Reise würde er nicht in der Nähe seines Bruders bleiben.

Maria wusste nicht, bei wem sie bleiben sollte, und so schloss sie sich ihren Eltern an. Sie schritten entschlossen voran, die Gesichter nach Jerusalem gewandt. Die Sonne

brannte vom Himmel, und in dem grellen Licht mussten sie blinzeln und sich die Augen beschirmen.

Staubwolken wehten über das Land. Das helle Grün des galiläischen Frühlingsgrases war verblasst und hatte sich in eine braune Matte verwandelt, und die Blumen, die wie bunte Edelsteine auf den Hängen gefunkelt hatten, waren verwelkt. Bis zum nächsten Frühling würde die Landschaft immer trockener werden, und die prachtvoll aufblühenden Grüsse der Natur wären nur noch eine Erinnerung. Dabei war Galiläa der üppigste Teil des Landes und kam in ganz Israel einem persischen Paradiesgarten noch am nächsten.

Die Äste der Obstbäume bogen sich unter der Last der neuen Äpfel und Granatäpfel, und die hellgrünen jungen Feigen lugten unter dem Laub hervor. Die Leute ernteten sie schon; neue Feigen blieben nie lange an den Bäumen. Schwerfällig bewegte sich der Pilgerzug über den Kamm der Hügel, die den See umgaben, und Maria konnte noch einen letzten Blick auf das Gewässer werfen, ehe es den Blicken entschwand.

Auf Wiedersehen, Harfensee!, sang sie bei sich. Sie verspürte keinen Abschiedsschmerz, nur freudige Erwartung dessen, was vor ihr lag. Sie waren unterwegs, die Landstraße rief sie, und bald würden alle Berge, die Maria schon seit frühester Kindheit kannte, verschwunden sein, und an ihre Stelle würden Dinge treten, die sie noch nie gesehen hatte. Wie wundervoll das sein würde – wie ein außergewöhnliches Geschenk, eine Schachtel mit glitzernden neuen Dingen!

Bald kamen sie auf die breite Straße, die Via Maris – eine der wichtigen Hauptstraßen, die das Land seit Urzeiten durchzogen. Hier war viel Verkehr; jüdische Händler drängten sich zwischen hageren, falkenäugigen Nabatäern auf ihren Kamelen, und man sah babylonische Geschäftsleute in seidenen Gewändern und mit goldenen Ohrringen, die in Marias Augen schmerzhaft schwer aussahen. Zahlreiche Griechen mischten sich unter die

Pilger auf dem Weg nach Süden. Aber es gab eine Sorte von Reisenden, zu denen alle anderen großen Abstand hielten: Römer.

Maria erkannte die Soldaten an ihren Uniformen mit diesen seltsamen, mit Lederstreifen besetzten Röcken, die die stämmigen, behaarten Beine frei ließen. Gewöhnliche Römer waren schwerer zu erkennen. Aber die Erwachsenen hatten keine Mühe, sie zu identifizieren.

»Ein Römer!«, zischte ihr Vater und winkte sie hinter sich, als ihnen ein unauffälliger Mann entgegenkam. Obwohl auf der Straße großes Gedränge herrschte, sah Maria, dass niemand ihn anstieß. Im Vorbeigehen war es, als drehe er den Kopf und schaue sie beinahe neugierig an. Sie lächelte sanft zurück.

»Woher weißt du, dass es ein Römer war?«, fragte sie dann eifrig.

»Es sind die Haare«, erklärte ihr Vater. »Und dass er so glatt rasiert ist. Ich gebe allerdings zu, der Mantel und die Sandalen könnten auch einem Griechen oder einem anderen Ausländer gehören.«

»Es ist der Ausdruck in ihrem Blick«, sagte ihre Mutter plötzlich. »Der Blick eines Menschen, dem alles gehört, was er sieht.«

Sie gelangten auf eine verlockende, weite Ebene. Vereinzelte Bäume warfen Schattentümpel, die Kühlung versprachen; die Sonne stand jetzt fast senkrecht am Himmel. Zu beiden Seiten der Straße ragten einzelne Berge empor: links der Berg Tabor, rechts der Berg More.

Als sie sich den Flanken des Berges More näherten, erschien Silvanus plötzlich neben ihr und deutete unbestimmt hinüber. »Hüte dich vor der Hexe!«, neckte er sie. »Vor der Hexe von Endor.«

Als Maria ihn verständnislos anschaute, sagte er in vertraulichem Ton: »Die Hexe, zu der König Saul ging, um

Samuels Geist heraufzubeschwören. Dort hat sie gewohnt. Man sagt, es spukt hier immer noch. Ja, wenn du uns verlässt und dich dort unter einen Baum setzt und wartest ... wer weiß, was für ein Geist da heraufbeschworen werden könnte?«

»Ist das wahr?«, fragte Maria. »Sag's mir, und mach dich nicht über mich lustig.« Es war eine ehrfurchterregende Vorstellung, dass jemand Geister heraufbeschwören konnte, vor allem die Geister von Leuten, die schon gestorben waren.

Sein Lächeln verblasste. »Ich weiß nicht, ob es wirklich wahr ist«, gab er zu. »Es steht in den heiligen Schriften, aber ...« Er zuckte die Achseln. »Da steht auch, dass Samson tausend Mann mit einem Eselskiefer erschlagen hat.«

»Woran würde ich einen Geist denn erkennen?« Maria ließ sich von dem Eselskiefer nicht ablenken.

»Es heißt, du erkennst ihn an der Angst, die er dir einflößt«, sagte Silvanus. »Im Ernst, wenn du je einen siehst, würde ich dir raten, in die entgegengesetzte Richtung davonzulaufen. Das Einzige, was alle wissen, ist, dass sie gefährlich sind. Sie wollen uns in die Irre führen und zerstören. Vermutlich hat Mose deshalb jeden Umgang mit ihnen verboten.« Erneut gab er sich skeptisch. »Falls er das wirklich getan hat.«

»Warum sagst du das immer wieder? Glaubst du nicht, dass es wahr ist?«

»Oh ...« Er zögerte. »Doch, ich glaube, dass es wahr ist. Und wenn es auch streng genommen nicht stimmt, dass Mose es gesagt hat, so ist es doch ein guter Gedanke. Das meiste von dem, was Mose gesagt hat, ist ein guter Gedanke.«

Maria lachte. »Manchmal hörst du dich an wie ein Grieche.«

»Wenn Grieche zu sein bedeutet, sorgfältig über die Dinge nachzudenken, dann wäre ich stolz, so genannt zu

werden.« Jetzt lachte auch er.

Und weiter ging es, an anderen Bergen vorbei, deren Ruhm beträchtlicher war als ihre eigentliche Größe. Der Gilboa zur Linken, wo Saul seine letzte Schlacht schlug und im Kampf gegen die Philister unterging. Und weit zur Rechten, jenseits der Ebene: Meggido, das aufragte wie ein Turm, und dort würde die Schlacht am Ende der Welt stattfinden.

Der Berg Gilboa lag nicht weit hinter ihnen, als sie die Grenze nach Samaria überschritten. Samaria! Maria umklammerte die Zügel ihres Esels und presste die Schenkel an seine Flanken. Gefahr! Gefahr! War es hier wirklich gefährlich? Wachsam schaute sie sich um, aber die Landschaft sah genauso aus wie die, aus der sie gerade kamen – die gleichen steinigen Höhen, die staubigen Ebenen, die einsamen Bäume. Man hatte ihr erzählt, es gebe Banditen und Rebellen, die sich in den Höhlen in der Nähe von Magdala versteckten, aber in der Nähe ihres Hauses hatte sie noch nie einen gesehen. Aber jetzt hoffte sie, wenigstens irgendetwas zu sehen, denn sie wagten sich doch auf feindliches Gebiet.

Lange brauchten sie nicht zu warten. Sie waren nicht weit gekommen, als eine Schar johlender Halbwüchsiger am Straßenrand sie mit Steinen bewarf und mit tiefen, gutturalen Stimmen endlose Schmähungen ausstieß. »Hunde ... Dreck von Galiläa ... Verdreher der heiligen Bücher Mosis ...« Ein paar von ihnen spuckten. Marias Eltern schauten entschlossen geradeaus und taten, als sähen und hörten sie nichts, was die Jungen noch provozierte.

»Seid ihr taub? Dann nehmt das!« Und sie bliesen markerschütternde Fanfaren mit einem Widderhorn und gaben schrille, unmenschlich klingende Piffe von sich. Ihr Hass hing bebend in der Luft. Dennoch schauten die

Galiläer sie nicht an und erwiderten auch die Beschimpfungen nicht. Maria saß zitternd auf ihrem Esel, als sie einmal fast auf Armeslänge an eine Gruppe von Schreibern herankam. Aber zum Glück waren sie schließlich an ihnen vorbei; die Halbwüchsigen gerieten außer Sichtweite, und dann konnte man sie auch nicht mehr hören.

»Das war ja schrecklich!«, rief Maria, als sie wieder gefahrlos einen Laut von sich geben konnte. »Warum hassen sie uns so sehr?«

»Das ist eine uralte Fehde«, sagte ihr Vater. »Zu unseren Lebzeiten wird sich daran wahrscheinlich auch nichts mehr ändern.«

»Aber warum? Wie ist es denn dazu gekommen?« Maria blieb hartnäckig.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte ihr Vater müde.

»Ich werde sie dir erzählen«, versprach Silvanus und ging mit schnellen Schritten neben dem Esel her. »Du kennst doch König David, oder? Und König Salomo?«

»Aber natürlich«, sagte sie stolz. »Der eine war der größte Soldatenkönig, den wir je hatten, und der andere der weiseste.«

»Er war nicht weise genug, um einen besonders weisen Sohn zu haben«, antwortete Silvanus. »Sein Sohn machte seine Untertanen so zornig, dass zehn der zwölf Stämme Israels sich vom Königreich lösten und im Norden ihr eigenes Reich begründeten. Sie erwählten sich einen General zum König – Jerobeam.«

Jerobeam. Von dem hatte sie gehört, und was es auch gewesen war, es war nichts Gutes.

»Da die Menschen im Nordreich den Tempel von Jerusalem nicht mehr aufsuchen konnten, ließ Jerobeam neue Altäre für sie errichten und goldene Kälber darauf stellen, die sie anbeten sollten. Gott gefiel das nicht, und so bestrafte er sie, indem er die Assyrer sandte, damit sie ihr Land zerstörten und sie in die Gefangenschaft führten. Und

das war das Ende von zehn der zwölf Stämme Israels. Sie verschwanden einfach in Assyrien und kamen nie zurück. Leb wohl, Ruben; leb wohl, Simeon, lebt wohl, Dan und Ascher ...«

»Aber Samaria ist doch jetzt nicht leer«, sagte Maria. »Wer sind die abscheulichen Leute, die uns angeschrien haben?«

»Die Assyrer haben Heiden hergebracht, die sich hier ansiedeln sollten!«, rief Eli, der das Gespräch mitgehört hatte. »Sie haben sich mit den paar Juden vermischt, die zurückgeblieben waren, und brachten diese grässliche Mischung aus dem wahren Glauben Mosis und ihrem Heidentum zustande. Ein Gräuel!« Sein Gesicht verzog sich vor Abscheu. »Und sag mir nicht, sie hatten keine Wahl!«

Maria zog den Kopf ein. Sie hatte nicht vorgehabt, ihm dergleichen zu sagen.

»Jeder Mensch hat eine Wahl«, fuhr er fort. »Etliche Angehörige dieser zehn Stämme waren loyal gegen Jerusalem. Deshalb wurden sie nicht bestraft und nach Assyrien verschleppt. So war es mit unserer Familie. Wir waren – wir sind! – vom Stamme Naphtali. Aber wir haben unseren Glauben bewahrt!« Seine Stimme war schrecklich laut geworden, und er schien wütend zu sein. »Und diesen Glauben müssen wir hüten!«

»Ja, Eli«, sagte sie folgsam. Und sie fragte sich, wie sie das anstellen würde.

»Dort hinten« – er deutete nach Süden –, »auf ihrem besonderen Berg Garizim, da vollziehen sie ihre ketzerischen Riten!«

Ihre Frage war immer noch nicht beantwortet, und so stellte sie sie noch einmal. »Aber warum hassen sie uns?«

Silvanus deutete mit dem Kopf auf seinen Bruder. »Weil wir *sie* hassen und weil wir es so offensichtlich tun.«

Der Rest des Tages verlief ruhig. Wenn sie an Feldern und kleinen Dörfern vorbeikamen, stellten die Leute sich an den Straßenrand und starrten sie an, ohne sie indessen zu beschimpfen oder zu versuchen, ihnen den Weg zu versperren.

Die Sonne wanderte an Marias linker Schulter vorbei und begann ihren Abstieg. Die kleinen Schattenkreise unter den Bäumen am Wegrand, mittags bescheidene kleine Röcke, erstreckten sich jetzt wie die Schleppe eines Prinzenengewandes weit über die Stämme hinaus.

Vor ihnen wurde die Karawane langsamer; man hielt Ausschau nach einem Lagerplatz für die Nacht. Sie brauchten genug Tageslicht, um eine sichere Stelle zu finden, und mit dem Wasser würde es wahrscheinlich schwierig werden.

Brunnen waren immer ein Problem; zunächst einmal war es schwer, einen zu finden, der groß genug war, um einer so zahlreichen Reisegesellschaft genug Wasser zu bieten, und dann musste man mit der Feindseligkeit der Eigentümer rechnen. Bei Brunnenstreitigkeiten kamen Leute zu Tode. Es war kaum wahrscheinlich, dass die Samariter die Reisenden an ihren Brunnen willkommen heißen und ihnen Eimer reichen würden: »Trinkt, so viel wie ihr wollt, und lasst auch eure Tiere saufen.«

Die Führer der Karawane hatten eine weite, ebene Fläche abseits der Straße ausgesucht, wo es mehrere Brunnen gab. Es war ein idealer Platz - vorausgesetzt, sie durften ihn in Frieden genießen. Im Augenblick waren nur wenige Leute dort, und die Galiläer konnten ungehindert ihre Zelte aufschlagen, ihre Packtiere tränken und Wasser für den eigenen Gebrauch holen. Als alle sich niedergelassen hatten, wurden ringsum Wachen aufgestellt.

Das Lagerfeuer knisterte und spuckte, wie Maria es gern hatte. Es bedeutete, dass das Feuer eine Persönlichkeit hatte und mit ihnen zu sprechen versuchte. Zumindest

hatte sie es sich so immer vorgestellt. Das große Zelt aus Ziegenhaar bot Platz für sie alle, und auch das hatte sie gern. Es war schön, um das Feuer herum zu sitzen und zu wissen, dass alle im selben Kreis waren.

Als sie sie jetzt anschaute – ihren hübschen Bruder Eli und ihren weniger hübschen, aber faszinierenden Bruder Silvanus –, überkam sie plötzlich die Befürchtung, dass einer von ihnen im nächsten Jahr *verheiratet* sein und vielleicht sogar ein Kind haben könne. Dann würde er nicht mehr im Familienzelt, sondern in seinem eigenen sitzen. Das gefiel ihr nicht. Sie wollte, dass alles blieb, wie es war, dass sie alle zusammenblieben, für immer und ewig, und einander beschützten. Diese kleine Familie, diese kleine Gemeinschaft, so stark und so tröstlich, musste für alle Zeit bestehen bleiben. Und im kühlenden Dämmerlicht des samaritanischen Frühlings fühlte es sich an, als könnte es so sein.

Dunkle Nacht. Maria hatte, wie ihr schien, lange Zeit geschlafen, eine dicke Decke unter sich, ihren warmen Mantel über sich. Das geräumige Zelt beschützte sie alle, und draußen vor der Zeltklappe glomm die Glut eines kleinen Wachfeuers langsam und sacht wie der Atem eines Drachens. Dann plötzlich war sie hellwach, und es war eine eigentümliche Art Wachheit, wie ein sehr deutlicher Traum. Sie hob langsam den Kopf und sah sich um; alles war undeutlich im matten Licht, aber sie hörte die anderen neben sich atmen. Sie hatte Herzklopfen, aber sie konnte sich nicht erinnern, schlecht geträumt zu haben. Warum war sie so aufgeregt?

Schlaf weiter!, sagte sie sich. Schlaf weiter! Schau doch, draußen ist es noch ganz dunkel. Man kann alle Sterne sehen.

Aber sie war hellwach und zittrig. Sie warf sich hin und her und versuchte eine bequeme Lage zu finden; sie drehte

sich auf der Decke um und verschob das zusammengerollte Tuch, das ihr als Kopfkissen diente. Und während sie noch mit der Decke kämpfte, um sie glatt zu ziehen, stießen ihre Hände auf eine Unebenheit unter ihrem Kissen. Sie spürte scharfe Kanten. Neugierig betastete sie den Gegenstand. Er fühlte sich nicht an wie ein Stein; er war kleiner und feiner, aber es war keine Pfeilspitze oder eine Sichel oder sonst etwas Metallenes. Sie scharrte ein bisschen mit den Fingern und spürte Kanten. Neugieriger geworden, benutzte sie das harte Ende ihres Sandalenriemens als Schaufel, um den Gegenstand auszugraben. Als sie ihn schließlich aus dem Boden gewühlt hatte, sah sie, dass es etwas Geschnitztes war. Hell und zu leicht für einen Stein. Sie hielt es in die Höhe und drehte es hin und her, aber sie konnte nicht erkennen, was es war. Sie würde bis zum Morgen warten müssen.

Und plötzlich, beinahe wie durch ein Wunder, schief sie fest ein.

Das Tageslicht flutete über den Himmel im Osten, und Maria erwachte blinzeln. Ihre Familie war schon auf den Beinen und faltete Decken und Zelt zusammen. Sie fühlte sich so zerschlagen, als hätte sie überhaupt nicht geschlafen. Als sie ihren Mantel zurückschlug, merkte sie, dass sie etwas in der Hand hatte. Einen Moment lang war sie verwirrt; sie hielt es sich vors Gesicht und machte schmale Augen.

Es war noch ein wenig mit Erde bedeckt – wie eine schöne Frau, deren Nacktheit durch einen Schleier verhüllt ist. Aber durch diese stumpfe Schicht schimmerte ein Gesicht, ein Gesicht von erlesener Schönheit.

Ein Götzenbild!

Und wie ihr Vater gesagt hatte: Sie erkannte es, ohne je zuvor eines gesehen zu haben.

»Und du musst ihm aus dem Weg gehen«, hatte er gemahnt.

Aber sie konnte den Blick nicht abwenden. Das Ding zog sie an, zwang sie hinzuschauen. Die verträumten Augen, halb geschlossen, die vollen, sinnlichen Lippen, im Lächeln leicht geschwungen, das dichte Haar zurückgebunden, sodass es einen schlanken Hals entblöste, fein wie ein Zepter aus Elfenbein ...

Elfenbein. Ja, das war es, woraus dieses ... Idol ... geschnitzt war. Es war vergilbt und hatte sogar ein paar braune Flecken, aber es war Elfenbein, sahnehell und beinahe durchscheinend. Deshalb war es so leicht und zart, und selbst die harten Kanten waren nicht scharf.

Wer bist du?, fragte Maria und schaute in die Augen des Bildnisses. Wie lange warst du hier vergraben?

Ihr Vater stieg über die Satteltaschen neben ihr, und hastig verbarg sie die Hand unter der Decke.

»Zeit zum Aufbruch«, sagte er munter und beugte sich über sie. Maria öffnete die Augen wieder und tat, als sei sie eben aufgewacht.

Während sie neben dem Esel einherstapfte – heute ritt ihre Mutter ihn –, betastete Maria immer wieder ihren neuen Schatz. Sie hatte die Figur in den langen Tuchstreifen geschoben, den sie als Gürtel um den Leib geschlungen hatte. Sie wusste, sie hätte das Schnitzwerk auf der Stelle ihrem Vater zeigen sollen, aber das wollte sie nicht. Sie wollte es behalten und wusste, dass er sie zwingen würde, es wegzuworfen, wahrscheinlich mit einem Fluch.

Sie hatte das Gefühl, dass sie es beschützen musste.

Diesmal mussten sie zur Mittagsstunde, als die Sonne am heißesten brannte, einen Umweg um einen von Samaritern bewachten Brunnen machen. Wieder kam es zu Drohungen

und Verhöhnungen, und die Pilger waren bemüht, sie zu ignorieren. Es war gut, dass sie dort, wo sie übernachtet hatten, freien Zugang zu den Wasserstellen gehabt hatten. Nur noch eine Nacht mussten sie in Samaria verbringen, nur noch einmal einen Brunnen finden.

»Wenn man bedenkt, dass unsere Vorfahren diese Brunnen gegraben haben - und jetzt dürfen wir nicht einmal daraus trinken!«, murrte Eli. »Das ganze Land ist übersät von Brunnen, die mit Fug und Recht uns gehören.«

»Sei friedlich, Eli!«, sagte Nathan. »Eines Tages wird das alles vielleicht seinen rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben werden. Oder die Samariter werden zum wahren Glauben zurückkehren.«

Eli machte ein angewidertes Gesicht. »Ich weiß von keiner Schrift, die das prophezeit.«

»Oh, ich bin sicher, irgendwo wird es sich finden«, sagte Silvanus, der sich heute Morgen in der Nähe seiner Familie hielt. »Anscheinend findet sich ja alles. Verheißungen gibt es in reicher Fülle, vom Messias bis zu den Wasserverhältnissen. Das Problem liegt nur in ihrer Deutung. Mir scheint, Jahwe wollte nicht, dass seine Botschaften für die Gläubigen allzu leicht verständlich sind.«

Eli holte zu einer Erwiderung aus, aber plötzlich kam vorn Unruhe auf, und die Karawane hielt an. Nathan wandte sich ab und eilte nach vorn. Aber es sprach sich schneller herum, was geschehen war, als er gehen konnte.

Götzenbilder! Ein ganzes Lager von Götzenbildern!

Im Handumdrehen verwandelte sich die Karawane in eine wimmelnde Menge, denn alles strömte nach vorn, um sie zu sehen. Die Leute waren in höchster Aufregung - denn wer unter ihnen hatte schon ein solches altes Götzenbild tatsächlich *gesehen*? Es gab natürlich die modernen römischen, aber nur in heidnischen Städten wie Sepphoris in Galiläa, in die sich nur wenige der Pilger je gewagt hatten.

Aber alte Götzen! Die aus der Legende, gegen die die Propheten gewettert hatten und die erst das Nordreich Israels und nachher das Schwesterreich Juda in den Untergang und ins Exil geführt hatten. Schon ihre Namen riefen Furcht hervor: Baal. Astarte. Moloch. Melkart. Baal-Sebul.

Ein Rabbi aus Betsaida stand vor einem Felsen, der am Straßenrand aus der Erde wuchs. Zwei seiner Gehilfen wühlten in einem schmalen Spalt und zerrten eingewickelte Bündel heraus. Etliche davon lagen bereits auf dem Boden, aufgereiht wie tote Krieger.

»Der Verschluss war nicht zu übersehen!«, rief der Rabbi und deutete auf den Stein, der vor der kleinen Höhlenöffnung gelegen hatte.

Warum glaubte er das Recht zu haben, ihn wegzunehmen?, fragte Maria sich.

»Ich wusste, es war etwas Böses!«, verkündete er und beantwortete damit ihre unausgesprochene Frage. »Sie müssen vor langer Zeit versteckt worden sein, in der Hoffnung, dass ihre Anhänger eines Tages zurückkehren und sie an ihre ... ihre hohen Stätten, oder wo immer man ihnen diene und sie anbetete, zurückbringen würden. Aber wahrscheinlich sind sie in Assyrien zugrunde gegangen, und das war nur recht so! Wickelt sie aus!«, befahl er seinen Gehilfen unvermittelt. »Wickelt sie aus, damit wir sie zerschlagen und vernichten können! Anstößiges! Götzenbilder! Das Anstößige muss vollständig vernichtet werden!«

Der vergilbte alte Stoff, in den die Idole wie in einen Verband eingewickelt waren, war so mürbe, dass es schwierig war, ihn abzulösen; deshalb zerschnitten der Rabbi und die anderen ihn mit dem Messer. Kleine Tonfiguren kamen zum Vorschein, plumpe Gestalten mit vorquellenden Augen und stockartigen Armen und Beinen.

Maria umklammerte den eigenen Schatz unter dem Gürtel. Ihre Figur war nicht hässlich wie diese dort,